

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 32.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Am Horizont erhob sich der Mond und übergoss mit seinem fahlen Lichte die Landschaft. Im Walde herrschte eine geheimnißvolle Dämmerung, welche ihn mit seltsamen Gestalten bevölkerte, die geisterhaft rechts und links vom Wege erschienen oder drohend aus dem Dickicht hervortraten. Blumenthal beirrten sie nicht, er kannte diese Erscheinungen genau und verfolgte rüstig seinen Weg. Plötzlich stockte er; er hatte vor sich ein ungewöhnliches Geräusch vernommen. Auch hinter ihm regte es sich jetzt und schnell trat er in's Gebüsch. Das Geräusch vieler Schritte näherte sich. Es war ein neuer Schmugglerzug, der herankam. Lautlos verharrete er in seinem Versteck und vorsichtig schlich er weiter, als der Zug vorüber war. Er gelangte bis in die Nähe des Forsthauses, wo der Laut verschiedener Stimmen ihn zum Stehenbleiben zwang. Er erblickte die Schmuggler kurz vor dem Forsthaus, wie sie plaudernd neben den Säcken standen, die sie niedergelegt hatten. Ein Pfiff ertönte jetzt, sie setzten sich in Bewegung und verschwanden hinter dem Forsthaus, die Säcke aber blieben liegen. Kaum waren sie abgetreten, als ein neuer Zug, mit Jörg an der Spitze, herankam, das gleiche Verfahren beim Ablegen der Waaren beobachtete und sich dann hinter das Forsthaus begab. Es war Blumenthal, als fände ein heftiger Wortwechsel statt. Einzelne Worte, Flüche und Verwünschungen schlugen zu ihm herüber; er wollte näher heranschleichen, ein Rascheln im Gebüsch, ziemlich dicht neben ihm, hielt ihn zurück. War er denn nicht der einzige Lauscher? Er hörte flüsternde Stimmen und sah zwei Männer vorsichtig auf den Weg treten. Im Schatten der Bäume blieben sie stehen und blickten aufmerksam zum Forsthaus hinüber. Von Blumenthal's Anwesenheit schienen sie offenbar keine Ahnung zu haben. In dem Einen von ihnen glaubte dieser den Pfarrer zu erkennen, Figur und Kleidung ließen wenigstens darauf schließen. An seiner Seite befand sich eine in einen Mantel gehüllte, hohe Gestalt, die Blumenthal, trotzdem sie ihm bekannt vorkam, doch nicht zu erkennen vermochte.

„Es geht Alles nach Wunsch,“ hörte er jetzt den Einen sagen. „Tag nicht vor Abend loben — Hack-Pack schlägt sich, Hack-Pack verträgt sich. Wird schon wieder still.“

„Ist zu gut eingesädelt, der Bruch muß erfolgen,“ versetzte der Erste wieder.

„Still! Still! Sie kommen!“

Beide traten in den Wald zurück. Die Stimme des Mannes im Mantel war die des Grafen gewesen, das war Blumenthal nach den ersten Worten, die er vernahm, schon klar geworden. Seine Vermuthung, daß der andere Mann der Pfarrer sei, hatte durch die Unterhaltung ihre Bestätigung gefunden. Die Schmugglerkehrten wieder und wechselten die Säcke; die mit Jörg von Waldau gekommenen nahmen diejenigen der Oesterreicher und umgekehrt auf. Blumenthal vermischte jetzt Jörg, er vermochte ihn nirgends zu entdecken und es entging ihm nicht, daß der Waldauer Zug einen anderen Führer hatte. Dieser Trupp verließ zuerst den Platz, einige Minuten später folgte ihm der andere; in seiner Begleitung befand sich der Förster. Noch war der letzte Zug nicht ganz verschwunden, als der Graf und der Pfarrer ihren Versteck verließen und, mit den Blicken den Abziehenden folgend, sich Blumenthal's Versteck noch mehr näherten.

„Gute Kugel — und Spiel ist gewonnen!“ sagte der Graf. „Ob Kerl aber kommen wird?“

„Erlaucht dürfen ohne Sorgen sein,“ flüsterte der Pfarrer. „Er hat die Adern voller Gift und Haß gegen seinen alten Feind, der Rabensberger Gärtner hat in seiner Einfalt trefflich für uns gearbeitet. Wenn meine Hoffnungen mich nicht täuschen, dann sind Erlaucht in dieser Nacht schon Herr Ihres Eigenthums. — Erlaucht haben doch das Geld und die Auswanderungspapiere mitgebracht?“

„Alles zur Stelle, Pfarrer, Plan aber immerhin etwas unsicher. Wer bürgt dafür, daß Kerl mit Geld und Papieren nicht einfach davongeht?“

„Sein Haß, Erlaucht.“

„Haßt mich aber auch, Pfarrer, könnte mich fressen. Hat Prügel doch niemals vergessen.“

„Ich habe alle Schuld davon auf den Förster wälzen lassen.“

„Gut, gut,“ sagte der Graf, etwas beruhigt.

„Vom Zuge ist nichts mehr zu sehen.“

„Gehen wir,“ sagte der Graf, noch einen letzten Blick den Schmugglern nachsendend. „Wir wollen pünktlich sein.“

Leise mit einander sprechend, bogen sie vom großen Hauptwege ab und betraten, Blumenthal gegenüber, hart am Forsthaufe, einen schmalen Fußweg, der in's Innere des Waldes führte. Begierig, etwas Näheres zu erfahren, folgte ihnen Blumenthal so geräuschlos als möglich, nachdem er ihnen einen kleinen Vorsprung gelassen. So lange der Weg gut war, war das Folgen leicht, allmählich aber wurde es schwieriger und verlor sich der Weg ganz in Gestrüpp und Gebüsch, das immer dichter und undurchdringlicher wurde, und jedes weitere Vordringen zur Unmöglichkeit machte. Während Blumenthal noch mit sich zu Rathe ging, was jetzt zu thun, ließ ihn ein Schuß, der in einiger Entfernung von ihm seitwärts fiel, erschreckt aufhorchen. Ein gellender Schrei folgte unmittelbar dem Krachen des Gewehrs, dann war Alles still. In großer Erregung lauschte er; es mußte auf einen Menschen geschossen worden sein. Jetzt hörte er auch das Geräusch hastiger Schritte, die sich ihm zu nähern schienen, auch vernahm er das Brechen trockner Zweige, welche von heranstürmenden Füßen zertreten wurden. Nur wenige Schritte von ihm durchbrachen jetzt der Graf und der Pfarrer das Gebüsch und bogen in den Weg ein, in dem er stand. Ohne sich umzublicken und ihn zu sehen, eilten sie weiter dem Forsthaufe zu, und bald waren sie ihm aus den Augen gekommen. Einen Verfolger der Fliehenden erwartend, verharrte Blumenthal noch ein wenig in seiner Stellung, als sich aber nichts mehr im Walde regte und Alles still und stumm blieb, schlug er die Richtung ein, aus der Beide gekommen waren. Er fand hier einen neuen Weg und folgte ihm, nirgends aber zeigte sich etwas Verdächtiges, nur die Schatten des Waldes trieben wieder ihr geheimnißvolles Spiel und belebten den fast unzugänglichen Pfad mit allerlei phantastischen Gestalten. Schon stand er im Begriff, wieder umzukehren, als ein leises Stöhnen ganz in seiner Nähe ihn fesselte. Es wiederholte sich, verstümmte aber plötzlich wieder; vorsichtig folgte er der Richtung, aus der er es vernommen. Jetzt schimmerte es ihm hell entgegen; er stand am Rande einer kleinen Wiese, welche der Mond mit seinem Silberschein übergoß. In der Mitte derselben stand etwas verküppeltes Nadelholz, der Nachwuchs gefällter Bäume, deren Altersgenossen den Raum umsäumten und in stiller Trauer auf das verküppelte Geschlecht zu ihren Füßen niederzublicken schienen. Im Schatten dieses Gehölzes lag am Boden, lang ausgestreckt, ein menschlicher Körper, dunkle Flecke färbten an verschiedenen Stellen den Boden, sie konnten nur vom Blute des Verwundeten herrühren. Blumenthal trat heran und neigte sich über den Verwundeten; ein wild verzerrtes Gesicht mit weit aufgerissenen Augen starrte ihm entgegen. Er konnte einen Ruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Der Verwundete war Jörg. — Schnell faßte sich Blumenthal wieder.

„Fürchtet nichts,“ sagte er, „ich bringe Euch Hilfe.“

Der Verwundete machte eine heftige abwehrende Bewegung und grub die Finger tief in den Boden.

„Verbrennen — verbrennen!“ schrie er mit heiserer zischender Stimme und krümmte sich dabei angstvoll.

„Es soll Euch ja nichts geschehen,“ beruhigte ihn Blumenthal, „faßt nur Vertrauen. Wo seid ihr verwundet?“

Jörg schwieg; er hatte die Augen geschlossen und schien mit einer Ohnmacht zu kämpfen. Nach einigen Augenblicken öffnete er die Augen wieder und schaute wirren Blicks um sich. „Verbrennen, verbrennen!“ schrie er wieder und fester noch grub er die Finger in den Boden.

„Seid doch vernünftig. Fürchtet nichts von mir,“ sagte Blumenthal. „Wollte ich Euch schaden, dann könnte ich es. Ihr seid ja in meiner Gewalt.“

„Ich will Eure Hilfe nicht,“ leuchtete Jörg und machte einen Versuch, sich aufzurichten. „Ich kann allein gehen, ich kann allein gehen.“

Mit einem Schmerzensschrei brach er aber zusammen.

„Seid nicht thöricht,“ entgegnete Blumenthal. „Ihr könnt nicht allein gehen. Aber mit meiner Hilfe kommt Ihr schon vorwärts, im Dorfe seid Ihr sicher.“

„In's Dorf wollt Ihr mich schleppen, damit sie an meinem Anblick sich ergözen können!“ Er schlug den Arm Blumenthal's zurück, der ihn aufrichten wollte. „Laßt mich, laßt mich!“

„Es ist ja Nacht und Alles schläft,“ sagte Blumenthal, „Niemand ist auf der Straße.“

Es schien, als leuchte dies Jörg ein, denn er machte einen neuen Versuch, sich aufzurichten. Sein Oberkörper erhob sich ein wenig, und Blumenthal stützte ihn und er ließ es sich gefallen.

„Man hat Euch schlecht abgelohnt,“ sagte Blumenthal theilnahmvoll. „Doch hier ist nicht der Ort, darüber zu sprechen. Jetzt kommt es darauf an, so schnell wie möglich das Dorf zu erreichen. Hier schwebt Ihr in beständiger Gefahr.“

„Agelohnt,“ wiederholte Jörg. „Agelohnt, sagt Ihr? Ja, abgelohnt haben sie mich — mit einem Stück Blei. O, sie verstehen das Ablohnen —.“ Er stöhnte tief auf und sank dann bewußtlos zurück.

„Es bleibt nichts weiter übrig, als es mit dem Tragen zu versuchen,“ sprach Blumenthal überlegend zu sich selbst. „Lasse ich ihn hier liegen und hole aus dem Dorfe Hilfe, dann könnte ich ihn leicht todt wiederfinden. Er sprach vom Verbrennen. Das alte Mittel, die Spur eines Verbrechens zu verwischen!“

Er hob Jörg vorsichtig auf. Die Last war schwer, doch ohne Zögern machte er sich auf den Weg, und bald nahm ihn das Dunkel des Waldes wieder auf, wo unendliche Schwierigkeiten seiner harreten und ihm das Fortkommen fast unmöglich machten. Endlich aber lag der Wald in seinem Rücken; jetzt ging es schneller vorwärts, und es währte nun nicht mehr lange, dann war das Haus Jörg's erreicht. Mit einem Schlüssel, den er in dessen Tasche fand, öffnete er die Thür und legte den Verwundeten auf's Bett. Nach vieler Mühe gelang es Blumenthal, ihn in's Bewußtsein zurückzurufen; wirren Auges blickte Jörg um sich, vermochte es aber offenbar nicht, sich seine eigene Anwesenheit im Zimmer, noch die Blumenthal's darin zu erklären. Allmählich aber schien sich bei ihm wieder die Erinnerung an die Ereignisse im Walde einzustellen, doch wurde sie durch ein Fieber, das von Augenblick zu Augenblick an Heftigkeit zunahm, schnell wieder verwischt. „Verbrennen, verbrennen!“ schrie er immer wieder mit heiserer Stimme, und schlug mit dem linken Arm gegen Phantastengestalten, von denen er sich gepackt wähnte. Bald klapperte er angstvoll mit den Zähnen, bald biß er in ohnmächtiger Wuth nach einem Feinde oder bat flehend um sein Leben. Dann suchte er auch wieder, und Alles in einem Athem und in beständiger Wiederholung.

Blumenthal hatte seinen Arm verbunden; die Kugel war durch das Muskelfleisch gegangen, hatte den Knochen aber nicht beschädigt. Kühle Umschläge, welche er ihm hierauf um den Kopf legte, wirkten sichtlich wohlthätig; es trat etwas Ruhe ein; gegen Mitternacht aber steigerte sich das Fieber wieder zu großer Heftigkeit. Die Sprache wurde lauter, die Bewegungen ungestümer, und Blumenthal hatte alle Mühe, ihn im Bette zu halten. Jörg's Gedanken weilten vornehmlich im Dorfe, wo er von den Weibern sich unringt, verhöhnt und verspottet sah. Man machte ihm Vorwürfe, man nannte ihn einen Faulenzen, einen Dieb, der die Dokumente gestohlen, und mit Heftigkeit verteidigte er sich gegen die Anklagen; mit Hohn beantwortete er die Verhöhnung, die Stimmen, welche an sein Ohr schlugen, in wilder Verzerrung nachahmend, und schimpfend, wo er sich selbst beschimpft sah.

„Ah, der Herr Pfarrer!“ rief er, plötzlich den Zank aufgebend, mit spöttischem Lachen. „Ein ehlich Gewerbe soll ich treiben, von meiner Hände Arbeit mich nähren! Ja wohl, ja wohl! Warum er nur die Augen nicht aufschlagen, warum er den Tagedieb, den Faulenzen gar nicht ansehen kann! Hahaha! Geld wollen sie mir geben, damit ich fortkommen kann. Ob ich gut treffe? Die Schwalbe im Fluge, Herr Pfarrer, und ein Grafenherz und ein Pfaffenherz! Hahaha! — Ja, schant nur, höhnt nur, tragt doch die Steine zusammen!“ wandte er sich wieder gegen die Anklagen der Nachbarn. „Der Arme hat nichts als ein wenig Brot, wer ihn darum bringt, der ist ein Mörder! Nehmt nur die Steine, nehmt sie nur — o, es sind der Mörder gar viele. Wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt, der ist ein

Bluthund! Wer ihm seine Nahrung nimmt, der tödtet seinen Nächsten. Werft doch, ihr Narren, werft die Steine doch. Wenn ich todt bin, dann habt ihr Nahrung und Wohnung und Kleidung. Ja, sie werden euch Nahrung geben und euren Lohn. Wie sagt Micha zu den verlogenen Propheten, Herr Pfarrer? „Wie man ihnen zu fressen gibt, so predigen sie.“ —

„Was die Armuth nicht Alles aus dem Buche der Knechtschaft herausliest,“ murmelte Blumenthal kopfnickend.

Und wieder zum Walde kehrten Jörg's erregte Gedanken zurück, dort stand er dem Förster und dem Grafen gegenüber. Vom Schmuggel sprach er mit ihnen, und in den abgerissenen Sägen spiegelte sich sein gefahrvolles Handwerk wieder. Immer befand er sich an der Spitze eines Zuges, kurz und scharf ertheilte er seine Befehle und ganze Gefechte mit Grenzwächtern zauberte seine Phantasie hervor. Er hörte Schüsse fallen und zählte Todte und Verwundete. Plötzlich tauchte der Pfarrer wieder auf.

„Kein Gott wohlgefälliges Werk, Herr Pfarrer! Die Hölle, ja die Hölle mit dem Feuer!“ — Auf seinem Gesichte erschien ein verschmitztes Lächeln. „Die oben betrügen — mit Gottes Erlaubniß,“ flüsterte er, „und wir,“ schrie er jetzt laut, während sein Gesicht sich wieder leidenschaftlich verzerrte, „stehlen nur wieder, was die oben uns gestohlen haben!“ Er schwieg einige Augenblicke, dann lachte er hell auf. „Die Hölle!“ rief er, „ja, die Hölle mit dem Feuer! Aber die Papiere brennen, Herr Pfarrer, die brennen zuerst. Und der Jörg soll in die Hölle

kommen, und hat doch nichts gestohlen. Stehlen die Pfarrer nicht auch? Stiehlt der König nicht auch? — — Der Konrad Büttner kommt wieder, Förster Schlegel. Der wird Brautführer sein — lustige Hochzeit!“ Er kniff die Augen zusammen und lachte. „Ein Freudenfeuer brennt — der ganze Wald brennt, den er gestohlen — der Büttner hat ihn angesteckt. Nein, der Jörg hat es gethan und der Jörg soll dafür brennen. — Der Egler ist ein Narr wie die anderen,“ murmelte er jetzt finster.

„Die Hand soll ich ihm geben — sie hat gestohlen, Egler — deine Papiere gestohlen. Der Jörg ist ein Dieb, weißt du das nicht? Der Jörg ist ein lustiger Spitzbube, und der Pfarrer kommt in den Himmel. — Die oben betrügen — kommen Alle in den Himmel. Gebt mir die Papiere — ja gebt sie her — schnell, schnell! Auch Geld? — — Behaltet das Geld, es ist blutiges Geld — ihr könnt es noch brauchen. Ein lustiges Begräbniß gibt es. Gute Kugeln hat der Jörg, die sind für Grafen und Pfaffen gegossen. — Psui, Förster Schlegel! — Das war eine schlechte Kugel! — Verbrennen — verbrennen wollen sie den Jörg — dann ist es aus. — — Was der Graf doch für ein blutrothes Ordensband um den Hals trägt!“ fuhr er plötzlich erstaunt empor. „Das hat ihm der Büttner umgehängt — nein, der Jörg ist es gewesen. Hahaha!“ lachte er wild. „Was es doch für schöne Bänder gibt!“

In dieser Weise ging es die ganze Nacht hindurch — erst gegen Morgen ließ das Fieber nach. (Fortsetzung folgt.)

Die Rose.

Von Hugo Sturm.

(Fortsetzung.)

Doch nicht nur die Völker des Alterthums trieben einen solchen Rosentultus, auch in späterer Zeit hat sich überall die Rose als Lieblingsblume erhalten. Die alten Deutschen entnahmen sie von den Römern, ohne freilich diesen in ihrer Schwelgerei nachzuahmen. Wie bei den Griechen und Römern war die Rose auch bei ihnen Anfangs ein Zeichen des Sieges, das freilich bald durch das Laub der echtdeutschen Linde und später der knorrigen Eiche verdrängt wurde. Hermann (Arminius) soll nach der Zerbrechung der römischen Zwingherrschaft der Sage nach eine Rose auf seinem Speere getragen haben, und deutsche Helden schwuren bei einer auf dem Cresberge errichteten Säule, die von Rosen umpflanzt war, den Tod des meuchlings gemordeten deutschen Befreiers zu rächen. Auch die alten Gallier nahmen vor der Schlacht ihren Helm ab und schmückten ihr Haupt mit Rosen. Eine in Rom (in der Kirche der heiligen Susanna) sich befindende alte Mosaik stellt Karl den Großen dar, wie ihm von dem Apostel Petrus eine mit Rosen überfäete Fahne überreicht wird. Gewiß ist auch hier durch die Rosen ein Hinweis auf den Sieg des alten deutschen Helden gegeben, der seinen Fahnen zu folgen pflegte. Die deutsche Sage jedoch verleiht gern den duftespendenden Blumen Leben, und dadurch eine größere Bedeutung. In unzähligen Märchen und Sagen tritt uns dies entgegen, so daß wir diese Naturanschauung wohl hervorheben können. Der Duft ist die Seele der Pflanzen, und hierin stimmt die sinnige deutsche Naturanschauung mit der (freilich noch ausgebildeteren) Phantasie der vom Blumenduft heraufschien orientalischen Völker überein. Auch die Rose hat dieser Deutung nicht entgehen können. Wenn nach deutschen mythologischen Ansichten Glückskinder Rosen lachen können, so ist diese Anschauung bald wieder erstorben, um einer andern Platz zu machen. Eine urdeutsche Sage läßt ein reizendes Mädchen von einem böshafter Zwerge in eine Rose verwandeln. Zwei ihrer Schwestern, die sie befreien wollten, werden von demselben Schicksal heimgesucht. Da eilt die letzte Schwester hin, um sie zu erlösen. Sie kommt in den Rosengarten und entdeckt bald ihre verwandelten Geschwister, die an Farbenpracht und Duft all: andern übertreffen. Aber sie achtet nicht der Pracht, sie achtet nicht des süßen Geruchs

— wie ihre Schwestern gethan —, sie neigt sich voll innigster Liebe zu ihnen herab und drückt ihre heißen Lippen auf die unglücklichen Geschwister. Und siehe, die unendliche und wahre Liebe bricht selbst den Zauber der bösen Geister. Leben kehrt in die Rosen zurück, bald fallen die Blätter von den Stengeln — und die glückseligen Schwestern umarmen ihre Nettein. Einst gingen, wie Seiffart mittheilt, Mutter und Tochter durch Busch und Feld, um Kräuter zu sammeln. Da sah die Tochter einen Hagebusch mit wundervollen Rosen, die das Mägdlein zu brechen sogleich beehrte. Aber kaum hatte sie eine berührt, so rief eine Stimme aus dem Busch: „Holt, Deiß! Deiß! Et hev dea leiß!“ (Halt Dieb, Dieb! Ich hab Dich lieb!) Das Mädchen war gefangen und verschwand vor den Augen der jammernden Mutter. Oben auf dem Stock blühten aber zwei der aller schönsten Rosen, die Niemand zu brechen wagte. Und man that gut daran, denn das Mädchen war in eine Rose verwandelt worden und lebte mit dem Rosenprinzen. Erst nach längerer Zeit erhielt sie ihre natürliche Gestalt wieder und kehrte zu ihrer Mutter zurück. Diese Sagen haben wir den empfehlenswerthen „Deutschen Pflanzen sagen“ von A. Ritter von Berger entnommen, was wir hiermit dankbar konstatiren. Auch Ernst Schulze's „bezauberte Rose“ enthält diesen Grundgedanken: Eine in eine Rose verwandelte Königstochter wird durch die Liebe des edlen Sängers Alpin errettet. Der allegorische Sinn dieser Sagen ist nicht schwer zu denken. Die wahre Liebe tritt selbst in die Schranken des Todes und dauert über das Grab hinaus. Hiermit hängt vielleicht auch jener Volksglaube zusammen, der aus dem Grabe Verstorbener eine Rose erwachsen läßt. Wer unsre Volkslieder nur einigermaßen kennt, wird sich gewiß auf nicht wenige besinnen können, in denen hiervon die Rede ist. Namentlich die Gräber der Liebenden werden hiermit bedacht.

„Und beider Mund eine Ros' entsproß“

heißt es in einem, während ein anderes erzählt:

„Aus ihrem Grab ein Rosenstrauß wuchs,
Aus seinem ein Dornbusch empor.
Und die neigten sich,
Die verzweigten sich,

Wären einander gern nah,
Daß Jeder erkennen es mocht':
Zwei Liebende ruhten allda."

Noch schöner ist dieser Sinn in einem litthauischen Volksliede ausgedrückt, das Koberstein im Weimar'schen Jahrbuch mittheilt. Das Mädchen bricht eine Rose von dem Grab des verstorbenen Geliebten und bringt sie der Mutter, welche ausruft:

"Das ist ja die Rose nicht,
Ist des Jünglings Seele!"

Ein leider vergessenes und noch nirgends von mir wieder aufgefundenes Volkslied hörte ich in meiner Jugend im Negethale, das ganz denselben Gedanken aus dem Volksleben zur Geltung brachte. Die altnordische Tristan Sage endet nach Eilhart damit,

daß König Marke auf Isoldens Grab einen Rosenstrauch setzen ließ, während Tristan's Grab eine Weinrebe zierte. Beide wuchsen so dicht zusammen, daß es unmöglich war, sie von einander zu trennen.

Überall sehen wir hier die Rose in das Liebesleben eingreifen, und wir können uns nicht wundern, wenn der deutsche Aberglaube sie zu einem Liebeszauber macht wie dies auch in Griechenland uns schon begegnet. Eine alte, von Dr. May mitgetheilte Vorschrift lautet: „Trage drei Rosen, eine dunkelrothe, eine blaurothe und eine weiße drei Tage, drei Nächte und drei Stunden hindurch in einer Flasche Wein und gib diesen Wein dem Gegenstande deiner Liebe zu trinken, ohne daß er wisse, was darin war, und er wird dich lieben mit ganzer Seele und dir treu bleiben dein ganzes Leben lang!“ Auch „die Bedeutung der Blumen“ kennt diese Zauberkraft der Liebe: „Wer nie etwas andres begehrt als die besondere Ehre und Würde seiner Liebsten, wer sie liebt wie sich selbst und dadurch Muth und Freudigkeit gewinnt, sie überall zu schützen, der soll Rosen tragen mit ihren Dornen. — Wer aber etwas Liebes hat, das ihm in allen Dingen gefällt, von dem er aber nicht erzählen darf, der soll Hagedorn — die Heckenrose — tragen, denn der hat die Art, daß er, wie freundlich er auch aussehen mag — sich wegen seiner Dornen doch nicht anrühren läßt.“ Gott sei Dank, alles unschuldige Mittel, die Jeder, der daran glaubt, wohl ohne Schaden — es wäre denn, daß er sich lächerlich machte — anwenden mag. Wenn im Picht Rosen brennen, wird das Glück aus der Ehe nicht weichen — eine gewiß richtige Auffassung, wenn nämlich die Liebe eine wahre und tief innige Herzensneigung ist, die nicht mit dem Rauche der Fittlerwochen verduftet. Darum erscheint auch jener Volksglaube so innig, der eine glückliche Ehe prophezeit, wenn zwei von Liebenden in einen Bach geworfene Rosenblätter stets beisammen bleiben und mit einander fortschwimmen, ohne sich zu trennen.

Aber nicht bloß ein Symbol der Liebe sind die Rosen — sie brücken Alles aus, was die Menschen von Schönheit und Anmuth zu singen und zu sagen wissen. Wir reden von Rosentlippen und Rosenwangen, und um uns die Schönheit der Ingeborg vorzuführen, vergleicht der Sängler der Frithjofs Sage sie mit einer Rose:

"Es blüht die Rose süß und kinde,
In Ingeborg, dem Königs Kinde."

Um die Schönheit der Geliebten auszudrücken, gebrauchten unsre Dichter bis auf unsre Zeit mit Vorliebe den Vergleich mit einer Rose, wie ihn schon der Sängler des Hohenliedes kannte. Chr. Tenner's kleines Liedchen:

"Eine Rose nenn' ich mein,
Eine Rose schön und rein:
Himmelswonne meine Lippen
Von der Rose nippen —
Eine Rose nenn' ich mein,
Eine Rose schön und rein!"

mag dafür Beweis sein, da es ja unnöthig ist, auf weitere Beispiele hinzuweisen, die jedem der freundlichen Leser, der einigermaßen unsre Lieberbücher angesehen, genugsam bekannt sind. Auch in einem sehr

sinnigen bretonischen Volksliede wird die Geliebte mit dem Maienröslein verglichen, während der Sängler für sich die Nachtigall in Anspruch nimmt, die im Weißdornzweig ausruhen und schlafen will, aber von dem Dorn verwundet wird und sich auf den höchsten Gipfel schwingt, um ihr seelenvolles Lied anzustimmen; so treibt auch ihn der Schmerz unglücklicher Liebe zum Gesang.

Ganz besonders ist noch hervorzuheben, daß rothe Rosen Wunden bedeuten. Die mittelalterliche Dichtung nennt das Schlachtfeld einen Rosengarten; auch der Schlachtenjäger Theodor Körner zieht dies Gleichniß herbei, wenn er in seinem „Schwertlied“ die blinkende Waffe bitten läßt:

"Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutig roth
Und aufgeblühtem Tod."

In der Walhalla liegt der Rosengarten auf der Ebene Ida und gilt gleichzeitig als Schlachtfeld. Auf dem Kampfgelände wachsen Blumen empor. So beispielsweise nach der Schlacht bei Roncevaux (Ronceval), als Karl der Große den Tod des edlen Roland rächte und den Sarazenen eine volle Niederlage bereitete. Als man die gefallenen Christen begraben wollte, sie aber nicht unter der Menge herausfinden konnte, betete Karl mit seinem ganzen Heere und flehte um des Himmels Beistand. Und siehe! Am Morgen war durch jeden Sarazenen ein Dornbusch gewachsen, bei jeder Christenleiche aber blühten zwei weiße Blumen. Deshalb redet auch Wolfram von Eschenbach von den „thauigen



Weinprobe. (Siehe Seite 300.)



Der Schäfer und das Meer.

Rosen" (Wundenmalen), als er die Erscheinung Parcival's beschreibt.

Rosen haben auch eine auf die Zukunft sich beziehende Bedeutung. Die noch spät im Herbst blühende Rose ist eine Vorbedeutung des Todes, und jenes einfache irische Liedchen (von Th. Moore), das Flotow in seine Oper „Martha“ eingelegt, hat darum nicht umsonst die wunderbar wehmüthige Melodie. Die Rosen wachsen überhaupt nicht gern, wo ein Todter liegt, und darum soll man diese Blume nicht mit in's Grab werfen, sonst welkt der Strauch, von dem man sie gepflückt, und verdorrt. In Tirol gilt die Alpenrose als Todbringerin, und Jedermann hütet sich, während eines Gewitters diese Blume zu tragen, weil er fürchtet, sonst vom Blitze erschlagen zu werden. Die Alpenrose wird deshalb auch wohl Donnerrose genannt, obgleich ursprünglich dieser Name mit dem alten Donnergotte Donnar, dem sie geheiligt war, in Verbindung zu bringen ist. Nach einer jüdischen Volkssage starb ein berühmter Kabbalist, der zur Zeit Kaiser Rudolph's II. in Prag lebte, am Dufte einer Rose, in welche sich der Tod, der ihm sonst nichts anhaben konnte, verwandelt hatte. — Hat eine Jungfrau das Glück, einen „Rosenkönig“ (drei Rosen an einem Stengel) zu finden, so ist sie gewißlich in weniger denn Jahresfrist glückliche Gattin. In Belgien finden wir folgenden, sich auch hierauf beziehenden sinnreichen Brauch. Eine Rosenkrone schwebt hoch über dem freien Plage, auf welchem die lustige Jugend in fröhlichem Reigen sich tummelt. Naht sich ein treues Liebespaar, so fällt — wie der Volksglaube uns belehrt — die Rosenkrone auf dasselbe herab, um es zu bekranzen. In dem alten Romane „Amadis“ ist es der in einem Thurm gefangen gehaltenen Oriane unmöglich, den Geliebten ihrer unveränderlichen Liebe zu verschern, weshalb sie ihm eine mit ihren Thränen benetzte Rose herabwirft, wodurch er von ihrer ewigen Treue Kenntniß erhält.

Zu erwähnen ist der Rosengarten der alten Königstochter Chriemhild, in dessen Mitte die berühmte Niesenlinde stand, unter deren Schatten 500 Frauen Platz fanden. Wie Alpenburg in seinen tiroler Alpensagen mittheilt, fand sich auch in der Nähe der Stadt Meran ein prachtvoller Rosengarten, der dem König Laurin zugehörte. Die Rosen dufteten so lieblich und die Nachtigallen sangen so süße Lieder, daß alle Kranken gesund und die Betrübten fröhlich wurden. Der Garten wurde durch eine seidene Schur umgrenzt, und der Eingang befand sich unter den jetzigen Bergtrümmern von Hauenstein, unweit vom „grünen Tann“, der schon zu der Zeit stand, als Dietrich von Bern hierherkam und den König Laurin gefangen nahm.

Auch im gemüthlichen Leben der Deutschen hatte die Rose einige Bedeutung, die aber dem Alterthum entlehnt war. Es ist dies die Sitte, bei festlichen Gelagen eine Rose an der Zimmerdecke aufzuhängen, woher wohl der Ausdruck „sub rosa“ („unter der Rose“, d. h. im Vertrauen) seinen Ursprung herleitet, obgleich Eifel im ihn von dem vertraulichen Umgang Verliebter hernehmen möchte, bei welchem so häufig der Rosen gedacht werde. Auch Sebastian Brant's alte deutsche Dichtung: „Das Narrenschiff“ nimmt auf diese Sitte Bedacht, wenn dort gesagt ist:

„Was wir hier kosen,
Das bleib' unter den Rosen.“

Das Christenthum suchte den Rosenkultus vollständig zu unterdrücken, weil es in ihm einen Rückschritt zu den Gebräuchen des Heidenthums erblickte. Der fromme Kirchenvater Tertullian konnte sich nicht enthalten, einen großen Kollanten gegen den Gebrauch, die Gräber mit Rosenkränzen zu belegen, zu schreiben. Doch nicht lange konnten die finstern Zeloten sich dem Einflusse der Blumentönigin entziehen, ja vom Zeitalter Karl's des Großen an waren es gerade die frommen Mönche und Nonnen, die in ihren Klostersgärtlein die bis dahin zurückgekommene Rosenzucht mit Eifer und Umsicht betrieben. Aber nicht die heidnischen Anschauungen mochten sie mit aufnehmen, die Rose wurde eine christliche Blume, ein Symbol der himmlischen Freuden. Zwar bildeten sie nicht neue Mythen, aber sie stalteten die vorhandenen um, so daß sie dem christlichen Sinne entsprachen. Bei aufmerksamer Beachtung kann uns die Aehnlichkeit dieser Sagen mit

denen des heidnischen Zeitalters nicht entgehen. So entstand nach einer Ueberlieferung die weiße Heckenrose, als Maria an einem Freitag die Windeln des Christuskinde's über den Strauch zum Trocknen ausbreitete, und die Moosrose soll, wie Menzel in seiner „Symbolik“ erwähnt, aus einem Tropfen Bluts entstanden sein, der in das Moos niederfiel, als der Heiland am Kreuze litt. Das „Gemachte“ dieser Sagen tritt auf den ersten Blick hervor; gewiß mit ein Grund, daß sie weniger tief in das Volk eingedrungen sind.

Aber nicht bloß dem Heiland, in noch viel größerem Maße wird die Rose der Mutter desselben beigegeben. Diese ist ja selbst die geistliche Rose, die Holbe, Keine und Schöne. Altdeutsche Maler stellten sie deshalb sehr häufig in einer Rosenlaube dar, ja nach anderer Mythe sollen nicht selten um die Silber der heiligen Jungfrau von selbst Rosen emporgesproßt sein. Gottfried von Straßburg läßt in einem seiner Lieder die heilige Maria im Rosenhag sitzen, und ein altes Gemälde in Straßburg zeigt die Heilige in einer Rosenhecke voll singender Vögel. Auch das berühmte Bild in Kolmar, das von Schongauer herrührt, zeugt von einer ähnlichen Anschauung, die im ganzen Mittelalter allgemein verbreitet gewesen zu sein scheint. Es würde zu weit führen, wollten wir aller christlichen Legenden gedenken, die von der Rose handeln und sie mit den heiligen Personen in Beziehung setzen. Aus dem großen Kranze können wir nur einzelne herausnehmen, die am weitesten im Volke verbreitet gewesen. Nach der Mittheilung des heiligen Dominikus wand der Engel Gabriel für die Jungfrau Maria drei Kränze, von denen der eine weiße, der andere rothe und der dritte goldene Rosen enthielt. Ersterer deutete auf die Freuden der Gottesmutter, der rothe war ein Hinweis auf ihre Schmerzen und die goldenen Rosen sollten ihre Glorie symbolisiren. Der in der katholischen Kirche bekannte Rosenkranz hat seinen Namen auch wohl von der heiligen Jungfrau erhalten, denn die Rose soll, wie schon erwähnt, ein Sinnbild derselben sein. Andere leiten freilich den Namen von den aus Rosenholz und aus getrockneten und zerstoßenen Rosenblättern gemachten Kügelchen her, doch scheint mir die erste Erklärung die zutreffendere. Die weiße Rose wird außerdem noch zu der reuenvollen Büßerin Magdalena in Beziehung gesetzt, durch deren Thränen sie sich entfärbt hat; sie heißt deshalb auch in einigen Gegenden bis auf unsere Zeit „Magdalenenrose“.

Die urdeutsche Volkssage von dem Aufsprießen der Rosen aus Gräbern hat die christliche Mythe gleichfalls für sich in Anspruch genommen. Aus den Gräbern der Heiligen wuchsen Blumen empor, Rosenstöcke trugen mitten im strengen Winter die schönsten Blüten. So erblühten auf den Gräbern des Alexander Martyr, des Rufin, des heiligen Julian, des heiligen Aciphelus und der heiligen Viktoria Rosen mitten im Schnee, wie Menzel in seiner „Christlichen Symbolik“ berichtet. Von dem Neffen des Königs Ludwig IX., dem frommen Bischof Ludwig, wird erzählt, daß nach seinem Tode als Zeichen seiner Frömmigkeit eine Rose aus seinem Munde hervorgewachsen sei. Auch aus dem Munde des heiligen Josbert, der im Kloster Doel lebte und täglich fünf Psalmen zu Ehren der heiligen Jungfrau sang, wuchsen Rosen. Er war einer der frommsten Mönche und versäumte keine Gebetsstunde. Doppelt fiel es deshalb auf, als er am Andreasfeste 1186 nicht beim Nachtgebet erschien. Man suchte ihn und fand ihn todt in seiner Zelle, aber aus seinem Munde, seinen Augen und Ohren blühten fünf Rosen hervor, auf denen die ersten Verse der fünf Psalmen standen, die der fromme Mönch zu Ehren der Mutter Gottes zu beten pflegte. Dies Gerücht verbreitete sich äußerst schnell, und bald darauf erschien der Bischof, nahm die Rose aus dem Munde und legte sie in ein kristallenes Kästlein, um sie als schätzbare Reliquie auf dem Altar aufzubewahren. In dem Augenblick aber, wo er die Rose genommen, sanken die anderen vier um und verdorren. Die gleiche Anzahl Rosen entsproßt dem Munde des in heiliger Verzückung gestorbenen Sankt Joscio, der die reine Jungfrau über Alles verehrte. Die fünf Rosen zeigten auf ihren Blumenblättern die Buchstaben: M A R I A. — Seiler berichtet, daß am Fuße des Kirchberges bei Pödinge in einer Nacht drei feurige Rosen wuchsen, die eine Stunde lang

blühten und dann wieder verschwanden. Als sich diese Erscheinung mehrere Nächte hindurch wiederholte, fürchteten sich die Leute wie vor etwas Gespenstlichem, aber die Klügeren faßten Muth, gruben am Tage unter lauten Gebeten an jener Stelle nach und fanden ein uraltes steinernes Muttergottesbild, dem sie gebührend sogleich eine Kapelle erbauten. Noch kurz möchte ich hierbei an die Legende erinnern, die uns von dem heiligen Dominikus erzählt wird. Als er sich in reuiger Selbstgeißelung in Dornen wälzte, erblühten Rosen an denselben. Die heilige Dorothea erhielt von ihrem himmlischen Bräutigam ein Körbchen mit Rosen, und als die heilige Rosa von Lima Rosen in die Luft warf, um sie Gott zum Geschenk anzutragen, bildeten diese in der Luft ein Kreuz, gewiß ein sicheres Zeichen, daß Gott dieselben gnädig angenommen. Allbekannt ist ja die schöne Legende von der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die W. Ch. L. Gerhard in so schöne Verse gebracht. Die mildherzige Fürstin wollte trotz des Verbotes ihres gottlosen Gemahls heimlich den Armen Brot bringen.

„Das wird von jener genäsigen Schar
Der Edelknaben einer gewahr,
Läuft schadenfroh zum Gebieter hin
Und verräth die fürstliche Geberin.

Und wie sie unter die Schürze gewandt
Das Körbchen verbirgt mit zitternder Hand,
Hat sie der Landgraf eben entdeckt
Und ruft voll Muth: „Was hast du verstedt?

Befenne mir, Weib! Gewiß ist es Brot
Für Bettler, die ich zu sütern verbot!“ —
Sie senkte das Antlitz erröthend und sprach:
„s sind Rosen, die ich im Burgzwinger brach!“

„Lass' seh'n!“ versetzte der Eh'herr, und led
Reißt er vom Körbchen die Schürze weg,
Indeß ihren Heil'gen im stillen Gebet
Die Fürstin bekommen um Hülfe fleht.

Und seht! o Wunder! es blüht ein Strauß
Von rothen und weißen Rosen heraus.“

Dasselbe wird von der heiligen Rosa von Viterbo, von der heiligen Kasilda und noch vielen anderen Frauen erzählt.

Die Rose als Bild der Verschwiegenheit hat auch von der Kirche Anerkennung gefunden. Papst Adrian VI. ließ die Rose in den Kirchen anbringen. Die Beichtstühle alter Dome sind sehr

häufig mit Rosenschnitzerei verziert, was gewißlich mit dem Beichtgeheimniß in Beziehung steht; auch die Fensterrosen der Kirchen sollen wohl ein Hinweis auf das Schweigen und die Ruhe sein, die stets in diesen Räumen herrschen sollen. Die Steinrose aber, in welche die Spitze der gothischen Thürmchen endete, symbolisirte geheimnißvoll „das Verbusen des Irdischen, um in Himmlisches sich aufzulösen“, wie Paul Kummer in seinen „Skizzen und Bildern“ treffend bemerkt. Auch der Brauch des Papstes, am Sonntag Cätare treuen Anhängern der Kirche eine goldene Rose zu reichen, findet nur in der altdeutschen Anschauungsweise seine Erklärung. Der schon mehrmals erwähnte Dr. May sagt dazu: „Aus dem Gedanken, daß die Rose in der Volksanschauung des Mittelalters Symbol von ritterlich durch Liebe und Kampf erungenem Lohn sei, erklärt sich auch allein dieser Brauch. Die Rose war in des Papstes Händen für seine und der Kirche Freunde dasselbe, was sie sonst in der Dame Hand für ihren Ritter war.“ Schon seit dem 12. Jahrhundert findet man diesen Brauch. Der Erfurter Doktor Zacharia erhielt wegen seines Eifers gegen Johann Huß auf dem Kostnitzer Konzil die goldne Rose, die er auf seinem Varet zu tragen die Freiheit hatte. Ulrich von Reichenthal erzählt in seinem Konzilienbuch: „Darnach zu mittervasten, als man singt letare, do het papst Johannes der XXIII meß zu dem thum zu Costenz, und segnet ein guldin rosen und gabs dem romischen König Siegmund; der füert in durch die stadt und hat den Tag groß fest.“ — „Nehmt Euer Ebenbild,“ sagte Erzbischof Hoton zur Prinzessin Galiczin und überreichte ihr eine frisch abgepflückte Rose, als sie ihn um seinen Segen bat.

Die auch in einzelnen Theilen Deutschlands gefeierten christlichen Rosenfeste sind von Frankreich aus zu uns gekommen. Ihr Stifter ist der fromme Bischof Medardus. Am die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde ein solches Fest zu Rudolstadt von dem Kanzler von Ketelhold gestiftet, welches darin bestand, daß der tugendhaften Jungfrau nebst einem Geldgeschenk ein Kranz von Rosen überreicht, und dieselbe zum Rosenmädchen ernannt wurde. Sollte dies zu Ehren der heiligen Jungfrau gefeiert werden, sollte dies zu Ehren der heiligen Jungfrau gefeiert werden, sollte dies zu Ehren der heiligen Jungfrau gefeiert werden, sollte dies zu Ehren der heiligen Jungfrau gefeiert werden?

(Fortsetzung folgt.)

Major Davel.

Eine biographische Skizze aus der Schweizergeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Von Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Schon am Tage seiner Verhaftung, Donnerstag, den 1. April, war Davel einem vorläufigen Verhör unterworfen worden. Ein zweites wurde am Sonnabend, den 3., unter dem Vorsitz von Watteville's angestellt. Die Absichten Davel's bedurften keiner weitem Frage; es handelte sich also nur darum, die Motive der That und die Mitschuldigen kennen zu lernen. Die Motive anlangend, so verwies Davel auf sein Manifest. Auch in diesem Verhör wiederholte er, daß er keine Mitschuldigen habe, daß keine Verschwörung im Werke gewesen sei, weder im Lande noch außerhalb, noch habe er den Beistand fremder Mächte nachgesucht. „Ich habe meinen Plan im Monat Januar angefangen,“ sagte er, „ich habe ihn mit großer Aufmerksamkeit in meinem Cabinet entworfen, aber immer allein. Ich fühle keine Reue, besagten Plan gemacht zu haben, für den, wie ich glaube, Gott mir die nöthige Erleuchtung gegeben hat.“

Die Auslassung befriedigte die Richter nicht. Man drang in ihn, die Wahrheit zu gestehen und drohte ihm im andern Falle auf Montag mit der Folter.

„Sie können sie schon heute in Anwendung bringen,“ antwortete er, „und wenn man mich glatt wie Papier preßt, ich werde nicht mehr sagen. Was ich gethan habe, ist mein Ruhm

und niemals habe ich in meinem Leben eine schönere Handlung vollbracht als diese, die ich beabsichtigte, indem ich mich auf den Tod vorbereitete und mein Leben als Opfer darbot.“

Der Sonntag verlief unter Feierlichkeiten. Der Rath der Zweihundert, die Akademie, die Geistlichkeit, der gesammte Adel des Landes begaben sich auf's Schloß, um dem Oberkommandanten von Watteville ihre Ergebenheit und ihren Eifer im Dienste ihrer Excellenzen auszudrücken. Seinerseits erschien dann am Dinstag von Watteville in Begleitung der Berner Bögte und anderer hoher Personen im Rathe der Zweihundert, um ihm für seine thätige Pflichttreue die Zufriedenheit ihrer Excellenzen, der Souveräne von Bern zu erkennen zu geben. Er saß dabei und sprach mit bedecktem Haupte, während die würdigen Väter der Stadt barhäuptig vor dem Gewaltigen standen. Diesen Feierlichkeiten nach ergoß sich eine Fluth von Unterthänigkeitsadressen, die einander an Schmeichelei, Kriecherei und Wegwerfung überboten. So schrieb, um nur ein Beispiel anzuführen, der Bannerherr und Rath der Stadt Yverdon:

„Voll Unterwürfigkeit und Treue gegen ihre Excellenzen, unsern souveränen Herrn, haben wir nur mit der äußersten Bestürzung (consternation extrême) auf eine Zeit blicken können, in der

man nur von Unruhen und Revolten sprach. Unsere erste Sorge unter diesen traurigen Verhältnissen war, einer herrschaftlichen Landesbehörde in corpore unsern Schmerz darüber auszudrücken und sie zu bitten, ihren Excellenzen unser Vermögen und Leben zur Unterstützung ihrer Autorität darzubieten. Glücklicherweise hat sich der Sturm bald erschöpft. Es hat nur einiger Tage bedurft, um das Publikum und ihre Excellenzen zu überzeugen, daß ein Volk, welches immer seinen Ruhm in die Treue setzte, über dergleichen Rebellionsentwürfe nur auf das lebhafteste in seinem Geiste betroffen sein konnte. . . . u. s. w."

Am Montag Morgen ward Davel wieder vor die Richter geführt. Jedermann hatte ihn bisher für einen nüchternen klaren Kopf gehalten; das dritte Verhör stürzte dieses Urtheil vollständig um.

Wegen seiner Wichtigkeit für die Beurtheilung Davel's mag das Protokoll des dritten Verhörs, wie es Vertheil in seiner „Geschichte des Canton Vaud“ aus den Akten mittheilt, hier eine Stelle finden.

„Montag, den 5. April u. s. w. Aufgefodert und ermahnt, anzugeben und zu erklären, was ihn veranlaßt habe, dieses Projekt zu entwerfen und bis zu dem Punkte zu führen, zu dem es geblieben ist, hat genannter Davel ausgesagt:

„Das Jahr vor meinem Eintritte in den Dienst, es sind jetzt 35 Jahre, ward ich zu dem Beruf gefodert, an dem ich gegenwärtig arbeite. Als ich in jenem Jahre, zur Zeit der Weinlese, mit meiner Mutter in Cully*) war, sagte ein junges, sehr schönes Mädchen, welches als Winzerin bei uns war, zu meiner Mutter, daß ihr Sohn in drei Tagen sterben müßte und ermahnte sie, mich davon zu benachrichtigen. Meine Mutter zeigte mir ihre tiefe Betrübniß, mir diese Nachricht mittheilen zu müssen und ermahnte mich, mich auf den Tod vorzubereiten. Ich nahm diese Mittheilungen ruhig auf. Während dieser drei Tage strebte ich, mich durch Lesen und Gebete zu präpariren. In der dritten Nacht lag ich in völliger Ruhe der Seele und inniger Erhebung meines Herzens zu Gott in meinem Bette, als mir ein Licht erschien, das mich vollends mit Freude und Entzücken erfüllte. In demselben Augenblick forderte die Winzerin meine Mutter auf, an die Thür meiner Kammer zu klopfen, um zu erfahren, ob ich gestorben wäre, doch sollte sie nicht eintreten. Meine Mutter that es und rief mich beim Namen. Aber ich, gerade auf dem Gipfelpunkte meiner Erhebung, antwortete nichts. Meine Mutterkehrte deshalb zu der Winzerin zurück und sagte ihr, daß ich nicht geantwortet hätte; worauf ihr diese einige Augenblicke später entgegnete: ‚Gehen Sie zurück, ich glaube, daß er Ihnen antworten wird; aber treten Sie nicht ein.‘ Sie that es, und nachdem sie geklopft und mich beim Namen gerufen hatte, antwortete ich: ‚Ich bin wohl, aber ich bitte dich, meine Mutter, mich in meiner Ruhe zu belassen.‘ Einige Augenblicke später kamen die Winzerin und meine Mutter in meine Kammer; die Winzerin brachte einen Braten, von dem sie mir zu essen gab, und ich fand denselben von so ausgezeichnetem Wohlgeschmack, daß ich meiner Mutter davon anbot, aber die unbekannte Winzerin widersetzte sich dem. Ich befand mich so wohl, daß ich sie hat mich zu verlassen. Worauf sie mir in sanfter Weise sagte: ‚Jetzt werden Sie nicht sterben.‘ Sie blieb noch drei Tage in dem Hause, wo sie meiner Mutter unter dem Vorwande Gesellschaft leistete, ihr bei der Bereitung der Mahlzeiten zu helfen, während alle Dienstleute in den Weinberg geschickt wurden; die Mahlzeiten waren immer zur bestimmten Zeit fertig. Da das Mädchen außerordentlich schön war, so versuchten es einige Arbeiter, als sie einstmals nach der Presse hinuntergegangen war, sich ihr zu nähern und sie zu küssen; aber sie konnten es nicht, sie wich ihnen stets aus. Die Gewandtheit, mit der sie ihnen entschlipfte, setzte diese Leute in Erstaunen.

Ich hatte während der Zeit, daß diese Unbekannte noch im Hause war, mein Lager verlassen; sie sagte zu mir: ‚Da ich

*) Davel war nach dem Tode seines Vaters mit den Seinigen nach Lausanne übergesiedelt. Einen kleinen Weinberg, den die Familie bei Cully besaß, hatte sie verpachtet; doch war es Sitte, daß Jemand aus der Familie des Eigentümers der Weinlese bewohnte.

weiß, daß Sie außer Landes gehen wollen, so wird es Ihnen vielleicht angenehm sein, Ihr Schicksal zu erfahren. Ich verstehe mich ein wenig darauf.‘ Aber da ich an Dergleichen nicht glaubte, so wollte ich meine Hand nicht hergeben. ‚Da Sie mir Ihre Hand nicht geben wollen, so kann ich auch auf der Stirn lesen.‘ Worauf ich meinen Hut tiefer in das Gesicht drückte. ‚Es ist nicht nöthig, Ihren Hut tiefer zu drücken, ich habe genug gesehen.‘ Darauf sagte sie mir, sie wisse, daß ich eben aus Deutschland käme, und erzählte mir, um mein Zutrauen zu gewinnen, Einiges, was mir in Interlaken begegnet, wo ich in Tausch gewesen war.**) Was mich sehr überraschte. ‚O,‘ sagte sie, ‚Sie dürfen nicht fürchten, sich Ihre Zukunft prophezeien zu lassen; Sie haben eine glückliche Physiognomie; ja eine glücklichere als Sie denken. Es ist nichts Böses in dem, was ich thun will.‘ Darauf nahm sie ein Ei und brach es auf meiner Stirn entzwei. ‚Sie werden etwas sehen, was Ihnen angenehm sein wird und was Ihnen nöthig zu wissen ist.‘ Dann öffnete sie das Ei und schüttete es in ein Glas, in dem sich Wasser befand. Sie machte mich mit dem bekannt, was mir am Ende meines Lebens begegnen sollte und begann damit, mich die Figur einer kleinen Person auf dem Wasser sehen zu lassen, die eine Feder in der Hand hielt, und erklärte mir, daß diese Figur mich vorstelle und die Art, wie ich in den Militärdienst eintreten würde. Nachdem diese kleine Figur verschwunden, zeigte sie mir eine andere, die todt war. ‚Ihre erste Stelle im Kriegsdienst wird die eines Sekretärs sein; die Person, bei der Sie eintreten werden, wird eine angesehenere sein, die Sie sehr lieben, aber bald sterben wird.‘ In der That, ich begann meinen Dienst in Piemont bei dem Oberst von Aubrecan, der mich mit allen Zeichen der Güte, Freundschaft und Auszeichnung empfing, die man nur einer Person meines Ranges erweisen kann, und bald darauf starb Herr von Aubrecan, den ich sehr betrauerte. Indessen blieb ich ungefähr ein Jahr Sekretär derselben Kompagnie. Die Unbekannte zeigte mir in demselben Glase Wasser einen Mann mit einer Fahne und sagte mir: ‚Das sind Sie, der diesen Posten bekleiden wird.‘ Ferner ließ sie mich die Figur eines Reiters sehen. ‚Sie werden viele Geschäfte in der Armee, dort mit großen Geldsummen zu thun haben und sich wohl an Ihrem Plage befinden.‘ Das ist auch geschehen, wie die Unbekannte mir es vorausgesagt hat. Sie prophezeite mir noch, daß ich niemals verwundet werden und daß ich in dieses Land zu einer Zeit zurückkehren würde, wann es viele gute Gelegenheiten gebe, mich auszuzeichnen. Dann sagte sie mir den schweizer Krieg von 1712 voraus, in dem ich Chef und nicht Chef sein (ou je serais, mais ou je ne serais pas chef), und daß dieser Krieg überhaupt durch meinen Kanal gehen würde und als ob ich Chef wäre, und daß ich, wie es auch geschehen ist, außerordentliche und überraschende Erfolge in denjenigen Affairen, in denen ich mich befände, haben würde. . . .“

„Nach diesen Worten, welche die Richter überraschten, antwortete Davel folgendermaßen auf ihre neuen Fragen:

„Keine persönliche Leidenschaft ist bei dem, was ich unternehmen habe, mitwirkend gewesen. Ich bin zufrieden und ruhig in meiner Lage, da ich von ihren Excellenzen aller Art Ehre und Wohlthaten empfangen habe. Ich habe wohl bemerkt, daß man im Allgemeinen unzufrieden war. Aber Niemand hat mich verleitet, wenn nicht eine höhere Macht, die mich führte und der ich nicht widerstehen konnte.“ Im Uebrigen hat genannter Davel mit viel Festigkeit und ebenso viel Mäßigung als Freiheit wie in einer gewöhnlichen Unterhaltung gesprochen.“

Diejenigen, denen es gestattet war, den Major Davel in seinem Gefängnisse zu besuchen, hatten bis zu diesem Verhör keine Veränderung an ihm wahrgenommen. Seine Unterhaltung war selbst heiter und scherzhaft. Am Montage aber, von ihnen über seine wunderbare Aussage befragt, begann er, ihnen soviel Visionen und Wunder**), die ihm während seiner militärischen Laufbahn

*) Es ist noch heute in der Schweiz Sitte, daß Familien der deutschen und französischen Cantone ihre Kinder gegeneinander auf eine bestimmte Zeit austauschen, um so die deutsche und französische Sprache zu lernen. — **) Man findet dieselben ausführlich verzeichnet in Olivier, „Etudes d'histoire nationale: Le major Davel.“

begegnet sein sollten, zu erzählen, daß sie an der Wichtigkeit seines Verstandes zu zweifeln anfangen. Andere glaubten, er habe diese Erzählungen nur erfunden, um seinen Richtern durch eine göttliche Mission zu imponiren und auf diese Weise vielleicht sein Leben zu retten.

Es liegt kein stichhaltiger Grund vor, die von Davel mitgetheilte Begegnung der Unbekannten lediglich als Ausgeburt einer

erhitzten Einbildungskraft zu betrachten. Gibt es doch noch in unsrer Zeit Betrüger oder Betrogene genug, die sich die Gabe der Prophezeiung zuschreiben und die leichtgläubige Menge verblenden. „Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.“ Die Zeit, in welche nach Davel jenes Ereigniß fällt, das Jahr 1687 oder 88, war aber solchen Erscheinungen besonders günstig.
(Fortsetzung folgt.)

Ein Briefdieb.*)

Eine wahre Erzählung von Emil König.

Unter denjenigen Verlethern des Briefgeheimnisses, welche nicht in höherem Auftrage, sondern lediglich um sich zu bereichern, ihre Amtspflicht verletzten, nimmt der berüchtigte Briefdieb Karl Kalab eine so hervorragende Stellung ein, daß wir es uns nicht versagen konnten, eine Schilderung jenes österreichischen Musterbeamten zu geben, dessen Prozeß seinerzeit so gerechtes Aufsehen erregte, weil grade die Vergehen dieses Mannes beweisen, welche ganz unberechenbaren Folgen die Entheiligung des Briefgeheimnisses seitens der Postbeamten nach sich zieht.

Im September 1872 brachten österreichische Blätter folgende Mittheilung:

„Kalab frei. Der Kaiser von Oesterreich hat dem berüchtigt gewordenen ehemaligen Postbeamten Kalab vier Monate seiner Strafe nachgelassen. Derselbe soll bereits die Strafanstalt Suben verlassen haben. Unter anderm Namen will er nun redlich sein Brot erwerben. An den Namen dieses Mannes knüpfen sich für die österreichische Postanstalt die unerquicklichsten Rückerinnerungen. Es ist nicht zu beschreiben, was damals das österreichische Postinstitut und seine Beamten zu leiden hatten, bis endlich die Entdeckung gemacht wurde, daß es nur ein Einziger war, der die Anstalt so diskreditirte.“

Und dieser Einzige hat seinerzeit zur Evidenz bewiesen, wie leicht es ist, einmal in Gnade stehend, zu sündigen.

Auf unzählige Beamte hatte man lange Zeit hindurch Verdacht gehabt, nur auf Kalab nicht, der mit jesuitischer Verstellung den Verdacht gegen Andere regte machte.

Allerdings waren seine Manipulationen manchem seiner Mitarbeiter aufgefallen; aber Kalab galt als das Muster eines Beamten; wie konnte man gegen einen solchen nur einen Verdacht aussprechen?

Dem damaligen Postkontroleur Stückler hat man — und nicht mit Unrecht — seine Sorglosigkeit vorgeworfen; leider zu spät. Tausende von Briefen waren bereits verbrannt oder in die Donau geworfen, nachdem sie Kalab ihres Inhalts und der Marken beraubt hatte.

„Nehmt euch ein Beispiel an Kalab,“ waren des alten Stückler's Worte jüngeren Beamten gegenüber; „das ist das Muster eines Beamten!“

Ob Kalab nach seiner Entlassung aus dem Kerker wohl hingegangen sein mag nach St. Marx zu dem Grabe jenes vertrauensseligen Kontroleurs, der ihm seine Manipulationen so lange ermöglichte und dann, als die Entdeckung folgte, — vielleicht aus Kummer über seine Täuschung — von hinnen schied? —

„Unterschlagen gewesen und zu Stande gebracht!“ Diese Worte konnte man Mitte April 1862 auf Tausenden und aber Tausenden von Briefen lesen, die damals von der alten Kaiserstadt an der Donau aus in alle Welt versendet wurden.

„Unterschlagen gewesen und zu Stande gebracht!“ — Das mußte vielen Hundert Personen die Erklärung dafür sein, daß sie mit Bestimmtheit, oft mit heißer Sehnsucht erwartete Briefe erst nach Jahresfrist erhielten.

„Unterschlagen gewesen und zu Stande gebracht.“ — Diese Devise durchlief ganz Europa; sogar jenseits des Ozeans, in Amerika, erfuhr man ihre Bedeutung.

*) Nachdruck nicht gestattet.

In Wien selbst gab sie einem Lustspiele den Titel und im Prater und in den Vorstädten scherzte man noch lange hernach darüber, daß die Oesterreicher etwas „zu Stande gebracht“ hätten.

Aber nicht bloß jenes geflügelte Wort, jene landläufig gewordene Phrase ist Jedermann in Wien bekannt geworden, alle Zeitungen erzählten ihren Lesern vom Briefdiebe Kalab, von Kalab, dem Briefmarder. Man bildete aus seinem Namen sogar ein neues Zeitwort, „kalabisiren“, das sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und mit welchem man in Wien Postdiebstähle, Briefgeheimnisverletzungen und Spolirungen bezeichnet. Und in der That, die ungeheure Verbreitung der Folgen der von Kalab verübten Verbrechen, der großartige Maßstab, den sie angenommen, der bedeutende Gewinn aus den Unterschlagungen, die eigenthümliche Haltung des Thäters, gegenüber den Tausenden von stummen und doch so beredten Zeugen, endlich die Frage: wie war es möglich, daß jahrelang eine so kolossale Veruntreuung von Briefen fortgesetzt und verborgen bleiben konnte? — das Alles rechtfertigte das ungewöhnliche Interesse, welches dieser Prozeß erregte.

Wir sind in der Lage, eine erschöpfende Darstellung dieses merkwürdigen Strassalles geben zu können. Durch die Güte des betreffenden Untersuchungsrichters am k. k. Landgericht zu Wien gelangten wir indirekt in den Besitz des vollständigen Aktenmaterials.

Karl Kalab wurde 1830 zu Olmütz geboren, wo sein Vater Lotteriekollekteur war. Schuldenhalber mußte Kalab's Vater seine Kollekte niederlegen, worauf er mit seiner Familie nach Wien zog. Karl, der älteste Sohn von sieben Geschwistern, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er für einen mittelmäßigen Kopf galt. Seinen Plan, sich den Studien zu widmen, gab er auf und ging zum Postfach über. Zuerst praktizirte er in Olmütz. Nach glücklich bestandener Prüfung wurde er nach Napagedt in Mähren, später auf einige Monate nach Grammetneusiedel in Ungarn als Expeditur versetzt, und im Jahre 1853 siedelte er nach Wien über.

Sein Vater hatte auch hier eine Lotteriekollektur gepachtet, er sah sich indessen wiederum bald genöthigt, das Pachtverhältniß mit einem nicht unbedeutenden Defizit aufzulösen. Im Herbst 1859 erkrankte er an einem Augenleiden, infolge dessen er unfähig ward, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen und auf die Unterzückung seiner Kinder angewiesen ward.

Die Töchter nährten sich kümmerlich mit Nähen und Lottoschreiben, ein Sohn diente als Soldat und ein anderer besuchte die Schule noch, mithin war es grade der älteste Sohn Karl, auf welchen die Eltern am meisten rechnen mußten.

Karl Kalab wurde zunächst bei einer Vorstadt-Postanstalt gegen einen allerdings sehr geringen Monatsgehalt von 20 Gulden beschäftigt. Er wohnte bei seinem Vater in einer der nahen, außerhalb der Linie belegenen Ortschaften, wo sich wenig bemittelte Familien der größeren Billigkeit wegen niederzulassen pflegen. Er theilte mit den Seinen die Sorge um das tägliche Brot, war mäßig in seinen Bedürfnissen, bescheiden in seinen Ansprüchen. Pünktlich im Dienst, zuvorkommend gegen das

Publikum, in allen Stücken eifrig und genau, erwarb er sich schnell das Vertrauen seiner Vorgesetzten.

Im November 1854 wurde er Praktikant mit 20 Gulden (Tagegeld) pro Monat, im September 1855 Accessist und als solcher mit einem Jahrgehalte von 300 Gulden und 120 Gulden Quartiergeld bei dem Hauptpostamt in Wien angestellt.

Das den großartigen Verkehrsbedürfnissen Wiens dienende Hauptpostamt zerfällt in zwei Theile, in das Brief- und das Fahrpostamt. Das erstere besteht aus dem Central-Briefaufgabeamte, aus dem Expeditions- und Abgabeamte und dem Zeitungsbureau. Jede dieser Abtheilungen erfordert ein besonderes Stockwerk des weitläufigen Postgebäudes. Alle zusammen nahmen damals schon die Thätigkeit von nahezu tausend Beamten in Anspruch. Wien zählte um jene Zeit in seinen Vorstädten und in den zum Bestellungsbezirke des Hauptpostamts gehörigen nahegelegenen Dörfern, außer dem großen Filialpostamt in der innern Stadt auf der Wollzeile, 50 Expeditionen. Täglich liefen von dort 40,000—50,000 Briefe bei dem Central-Briefaufgabeamte ein, die siebenmal am Tage von Einsammlern aus den Briefkästen abgeholt und in eigenen Omnibuswagen aus den verschiedenen Expeditionen nach dem Hauptpostamt geführt wurden. Die Briefe gelangten zunächst in das Sortirzimmer; dort wurden dieselben in Gegenwart und unter Aufsicht von mehreren Postbeamten von den Einsammlern auf einen in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, welcher an einen Schrank stieß, ausgeleert und die Briefe in langen Reihen aufgestellt. So oft Briefe einliefen, waren daselbst Beamte anwesend, welche sie in Empfang nahmen und auf jenem Tische, welcher durch vier Striche in ebenso viele Felder getheilt war, die Sortirung zu besorgen hatten. Das eine dieser Felder war für die in Wien selbst bleibenden Briefe bestimmt, das zweite für die in's Ausland gehenden, das dritte und vierte für die Diesseits- und Jeneseitsbriefe, d. h. für solche, welche im Inlande zu versenden waren, und zwar entweder mit den diesseits der Donau oder mit den jenseits derselben abgehenden Bahnen.

Die Lokal(Stadt-)briefe wurden im Sortirzimmer selbst gestempelt und dann in das Abgangsamt befördert, die übrigen sortirten Briefe aber je nach den Feldern des Tisches in große Behälter des Tisches abgestrichen, mittels eines Zugwerks in das Expeditionsamt geschafft und dort in drei Hauptabtheilungen (Ausland, Diesseits und Jeneseits) der weiteren postmäßigen Behandlung unterzogen.

Da täglich, wie schon erwähnt, siebenmal Briefe ausgehoben wurden, so wurde auch siebenmal des Tages sortirt. Außer den Expeditionsstunden war im Sortirzimmer Niemand beschäftigt, und auf den Sortirtisch durfte, wenn das Sortiren vorüber war, kein Brief gelegt werden. Diese Regel wurde so streng eingehalten, daß sogar die beiden Riesenbriefkästen, in die das Publikum eine große Menge von Briefen, Kreuzbandsendungen etc. zu werfen pflegt, nur zur Expeditionszeit geleert und sortirt wurden.

Von dem Central-Briefaufgabeamte wurde der Stadtpostdienst, d. h. die Uebernahme der rekommandirten und der in's Ausland gehenden frankirten Briefe verrichtet, ferner der Markenverkauf an

Privatpersonen und im Großen an die Markenwiederverkäufer (Markenverschleißer, wie man sie in Oesterreich nennt), und endlich die Scontirung (Berechnung) der Briefpakete aus der Umgebung Wiens (d. i. der sogenannten Landbriefe) besorgt. Hierzu waren 17 Beamte nöthig, und zwei ihnen vorgesezte Kontrolleure, welche abwechselnd von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends den Dienst zu überwachen hatten. Einer der Beamten war mit dem Marken-Engrosverkauf betraut. Dieser hatte seinen Kollegen zum Zwecke des Detailverkaufs („Kleinverschleißes“) am Postbureau Fenster, Vorschüsse in Markenbogen zu gewähren.

Kalab war diesem Beamten beigegeben; er hatte ihn zu kontrolliren und in seiner Verhinderung den Markenverschleiß selbst zu besorgen. Zu dem Behufe erhielt er einen Vorschuß an Marken im Werthe von 2000 Gulden, der indessen niemals bei ihm, sondern nur bei dem eigentlichen Großverschleißer kontrollirt wurde. Letzterer überließ es Kalab, an die am Fenster diensthühenden Mitbeamten Markenvorschüsse bis zu 120 Gulden abzugeben.

Der Kleinverschleiß der Marken war dem Accessisten Kalab ebenfalls nur aushülfsweise übertragen. Für diesen Zweck besaß er einen Markenvorschuß von 50 Gulden, über welchen er eine der regelmäßigen Revision unterworfenen Handklasse führen mußte. Kalab war noch außerdem vielfach beschäftigt. Er wurde mitunter beim Frankodienst am Schalter verwendet, er half beim Scontiren der Briefe, er hatte die Retourrezepte (Rückempfangscheine) zu ordnen und herauszugeben, bei Reklamationen in den von ihm in mehreren verschließbaren Kästen aufbewahrten Protokollen zu recherchiren (nachzuforschen) und Auskunft zu ertheilen. Zur Zeit der täglichen Expeditionen im Sortirzimmer übernahm Kalab aus verschlossenen Taschen auf einem an der Wand stehenden, nur drei Schuh vom Sortirtisch entfernten Schreibtisch die Pakete der zum Bestellbezirk Wien gehörigen Postexpeditionen aus der Umgebung der Stadt. Diese sogenannten Landbriefe waren in Korrespondenzblätter eingeschlagen, in welche die rekommandirten Briefe eingetragen sein mußten. Kalab hatte diese Pakete zu öffnen, die darin befindlichen Briefe aber auf den Sortirtisch zu legen. Die leeren Korrespondenzblätter kamen in ein Fach oberhalb des Schreibtisches; sie wurden Tag für Tag gesammelt und monatweise zusammengebunden.

Die Platte des Schreibtisches, auf welchem Kalab expedirte, war mit zwei Oeffnungen versehen. Die eine, kleinere, führte in ein für Baarbeträge bestimmtes Kästchen, die andere, größere, in eine geräumige, versperrte Lade, die alle unter den Landbriefen einlaufenden frankirten Pakete aufzunehmen bestimmt war. Die Pakete wurden dort aufbewahrt und von dem Abgangsamt täglich mehrere Male abgeholt. Kalab erhielt im Herbst 1858 den Schlüssel zu dieser Lade. Zur Vereinfachung des Dienstes traf man später die Anordnung, daß die mit Porto beschwerten Pakete nicht mehr vom Abgangsamt geholt, sondern von Kalab an dasselbe abgeliefert wurden. Er hatte seitdem über jene Lade ausschließlich zu verfügen und bekam auch den zweiten, bisher im Abgangsamt befindlichen Schlüssel dazu angehängt.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien über das deutsche Theater und was dahin gehört.

I.

Vor einigen Wochen saß ich eines Abends im Parterre des Stadttheaters zu G. und war grade noch zur rechten Zeit gekommen, um zwei lustige Schwänke anzusehen, die, obgleich durchaus nicht geistreich, das gesammte Publikum zu einer unbändigen Heiterkeit hinrißen. Nun, dachte ich bei mir, es ist besser, das Publikum, welches im Hause soviel Sorgen hat, läßt sich durch jeden Humor den Kummer verschweuchen, als durch langathmige, patriotische Jambentragödien à la Felix Dahn, ersterer schadet nichts, letztere aber versehen einen großen Theil des Publikums

in den Rausch eines künstlich aufgeblasenen Chauvinismus. Selbstvergötterung auf der einen Seite und bewunderndes Preisen scheinbarer Erfolge auf der andern sind in der Regel die Folgen jenes Rausches, wenn der Betreffende nicht eine feste politische und sittliche Ueberzeugung und Kritik besitzt. Daß die große Menge von den beiden letzteren unberührt bleibt, dafür sorgen — Gott sei's geklagt! — sehr viele politische und soziale Institutionen des deutschen Reichs. Doch ich schweife ab.

Als ich nach dem Schluß der Vorstellung den Ausgang suchte, kam ich im Gedränge mit einem Menschen zusammen, dessen Stimme mir bekannt vorkam; ich konnte sein Gesicht nicht sehen

denn er drehte mir den Rücken zu. Als ich noch nachsah, wer der Herr wohl sein könne, wandte er sich um, ich blide in ein hageres Gesicht, in seltsam, fast unheimlich blickende Augen, die wiederum mich erstaunt ansehen. Plötzlich rufen wir beide à tempo aus:

„Wilhelm!“

„Heinrich!“

Mein Gott, wie sehr hatte sich mein Jugendfreund Wilhelm seit drei Jahren, in welchen ich ihn nicht gesehen hatte, verändert! Wo war der frische, gesunde Hauch hin, der früher auf seinem Antlitz ruhte, wohin die stolze, glatte Denkerstirn, wohin das edle heilige Feuer seiner Augen, das flammend hervorbrach, wenn hohe Gefühle und Gedanken seine Seele bewegten? — Wilhelm mochte wohl diese Gedanken errathen, er lächelte trübselig, bot mir aber nichtsdestoweniger liebenswürdig die Hand, und wir waren bald mitten darin, jene Fragen und Antworten auszutauschen, die bei einem Wiedersehen üblich sind.

„Wie geht's denn?“

„Leidlich, und dir?“

„Bis auf die hunderttausend Mark, die ich noch immer suche, auch passabel.“

Ich lachte, er lachte, und die drängende Volksmasse schob uns zur Thür des Musentempels (?) hinaus. Auf dem Plage vor demselben blieben wir noch ein Viertelstündchen stehen und plauderten. Ich erzählte meinem Freunde, daß ich nur einige Tage in G. bleiben würde, um Geschäfte abzuwickeln, daß ich dann in unsre gemeinsame Vaterstadt zurückkehre u. s. w. Plötzlich sah mich Wilhelm scharf an und fragte in einem eigenthümlich zitternden Tone:

„Hast du die beiden Schwänke von P. gesehen?“

„Ja.“

„Wie gefallen sie dir?“

„Nun,“ sagte ich lächelnd, „ganz nett, viel werth sind sie nicht, aber ich habe doch bisweilen tüchtig lachen müssen!“

„Das ist die Hauptsache,“ sagte Wilhelm hastig und warf dabei einen Seitenblick auf einige Schauspielerinnen und Schauspieler, welche die letzten waren, die das Haus verließen. „Auf Wiedersehen, alter Junge, morgen früh besuche ich dich in deinem Hotel. . . .“

„Aber willst du nicht gleich . . . ?“

„Nein, ich habe keine Zeit, entschuldige mich. Morgen also, zum Frühstück, auf Wiedersehen!“

Er eilte ohne ein weiteres Wort der Erklärung den Schauspielern nach, und bei dem Schein einer entfernten Laterne sah ich noch, wie die zierlichste und koketteste der Komödiantinnen seinen Arm nahm. Ich runzelte die Stirn ein wenig und murmelte in Pharisäerstolz: „Sollte dieses Volk den edlen idealen Jüngling verdorben haben?“ Doch gleich darauf setzte ich hinzu: „Morgen wird er mir das Geheimniß, welches ihn heute umgibt, lüften, nicht eher will ich über ihn aburtheilen!“ Und wohl mir, daß ich's nicht jetzt that.

Der Morgen kam und mit ihm stellten sich das Frühstück und mein Freund Wilhelm ein. Letzterer sah noch angegriffener und müder aus, als am Abend zuvor und klagte über Kopfschmerzen.

„Ich war gestern nach dem Theater noch mit einigen Freunden, d. h. mit Bekannten, zusammen. Ich kann nur wenig im Trinken vertragen und habe gestern wohl des Guten zu viel gethan.“

„Warst du mit den Schauspielern zusammen?“ fragte ich kühl.

„Ja. Woher weißt du das? Allerdings. Ich habe Rücksichten zu nehmen.“

„Besonders wohl auf die zierliche kleine Soubrette?“ fragte ich auf's neue.

„Ja, ja. Ich merke schon, du ahnst etwas. Da will ich dir lieber die ganze Wahrheit sagen.“

Ich horchte auf. Geständnisse sind häufig sehr interessant, besonders wenn eine Soubrette mit im Spiele ist.

„Ich habe mich seit drei Jahren ein wenig verändert; nicht so?“ fragte Wilhelm etwas wehmüthig. „Schüttle nicht den Kopf, ich selbst weiß es besser. Ich bin kein jugendlicher

Brausenkopf, kein begeisterter Schwärmer mehr. Alles das, was die guten braven Philister an mir tabelten, meine Vorliebe für alles Extreme, sei es in Kunst, Wissenschaft, Leben und Politik, meine schroffen Behauptungen, meine Liebe zur Freiheit, nicht zur meinigen, sondern zu derjenigen des Volks . . . Alles das besitze ich scheinbar nicht mehr. Oft kommt es mir so vor, als ob ich wirklich gleichgiltig gegen meine früheren Ideale geworden wäre, als ob ich das, was ich im edelsten und reinsten Sinne als erhaben erkannt habe, jetzt mit Füßen träte . . . aber nein, es ist nicht wahr, wer's dennoch behauptet, ist ein Lügner.“

Ich verhielt mich bei dieser leidenschaftlichen Einleitung, in welcher ich den lebhaften Geist meines Freundes wiedererkannte, still. Wilhelm fuhr fort:

„Was aus mir geworden ist, das wirst du kaum errathen. Ich bin kein Professor geworden, obgleich ich studirt habe, nicht einmal ein ganz gewöhnlicher einfacher Lehrer, welcher den Schülern amo, amas, amat beizubringen hat, auch steckt in mir kein Jurist, Mediziner, Journalist oder „leider auch“ Theologe, ich bin . . .“

„Doch nicht Schauspieler?“ fiel ich ein.

„Nein, du kannst dich beruhigen, ich habe nicht das geringste mimische Talent und trage außerdem einen Vollbart. Nein, ich bin Possendichter. Die beiden Possen, welche du gestern Abend gesehen hast, sind von mir erfunden und geschrieben oder besser, ausgerechnet und fabrizirt worden.“

Nun war die Reihe an mir, verlegen zu werden, denn ich bereute meines Freundes wegen mein gestriges schroffes Urtheil über die beiden Stücke.

„Die Stücke sind hübsch, sehr hübsch,“ sagte ich, „ich habe herzlich über die Späße und komischen Situationen lachen müssen!“

„Aber sie haben doch eigentlich keinen Werth?“ fragte Wilhelm, den ich nicht anzusehen wagte.

„Du mußt meine Worte nicht auf die Waagschale legen. Wenn ich gestern sagte, die Schwänke hätten keinen Werth, so war das leicht hin gesprochen, ich wollte damit andeuten . . .“

„Du wolltest nichts damit andeuten, bester Freund. Genire dich nicht, offenerzig zu sein. Ich selbst glaube durchaus nicht, mit jenen Nachwerken eine dramatische That gethan zu haben, im Gegentheil — ganz im Gegentheil,“ setzte Wilhelm bitter hinzu. „Ich weiß sehr wohl, daß sie weder in sittlicher noch literarischer Weise irgendeinen Werth haben, ich wußte es auch, ehe ich sie schrieb und schrieb sie doch.“

Als ich mich nach einer kleinen Weile überzeugt hatte, daß das Selbstverdammungsurtheil meines Freundes keine eitle Bescheidenheit sei, konnte ich nicht umhin, ihm die Hand herzlicher zu drücken, als vorher.

„D, das thut wohl,“ rief er aus und ein Strahl des alten Feuers lohnte aus seinen Augen hervor.

„Aber nun erkläre mir,“ rief ich aus, „das Räthsel, wie du, ein Mensch von so großen Fähigkeiten und tiefen edlen Gefühlen den Beruf eines Possendichters erwählt hast. Ja, wenn du noch Tragödien, Schauspiele oder seine Lustspiele, meinethwegen auch satirische Possen à la Aristophanes in moderner Fassung schreibst, das könnte ich mir erklären, aber Possen? Ich denke, daß deine Erziehung und deine Gesinnung dir einen höheren Beruf hätten zeigen können.“

Wilhelm dachte einige Augenblicke nach und begann dann, mir einen kurzen Ueberblick seines Lebens zu geben, indem er sagte:

„Du kennst mich fast von Jugend auf und weißt, daß mein Vater einer jener Märzgefallenen ist, deren Denkmal im Friedrichshain in Berlin alljährlich von den wenigen Treugebliebenen dieser Zeit bekränzt wird. Meine Mutter befand sich damals in leidlich günstigen Verhältnissen, sie brauchte nicht für's tägliche Brod zu sorgen und konnte Geld ausgeben, um mich in jeder Beziehung tüchtig erziehen zu lassen. Ich besuchte das Gymnasium unserer Vaterstadt und bezog dann die Universität mit dir zusammen. Ach, es war eine schöne Zeit, eine Zeit voll Begeisterung, voll Schwärmerei, voll süßer Hoffnungen und Illusionen. Was man einen fleißigen Studenten nennt, das war ich nicht, aber doch auch kein fauler, und unumgängliche Pflichten versäumte ich nie.“

Auch die Vorliebe und die Neigungen meiner Kollegen, von denen sich die einen für die „reine“ Wissenschaft, die anderen für die „reine“ Kunst und die dritten für einen brotspendenden Beruf begeisterten, theilte ich nicht. Ich, der Sohn eines Mannes, der für die unveräußerlichen Rechte des Volks sein Blut vergossen hatte, habe nie einseitigen Kunst- und Wissenschaftsenthusiasmus verstehen können; wohl aber begeisterte ich mich für alles Schöne und Erhabene, aber dasselbe empfing seine höchste Weihe in meinen Augen erst durch die politische und soziale Nutzbarmachung. Deshalb, ja deshalb wurde ich schon auf der Universität von meinen Kollegen und später von ehrbaren Spießbürgern ein „Tendenzbär“ genannt. Dieses Urtheil wäre vielleicht ein richtiges gewesen, wenn es aus kompetentem Munde gekommen wäre. Das fühlte ich damals schon und spottete meinerseits über hergebrachte Philisterweisheit.

„Mein Benehmen, meine Anschauungen, meine Opposition gegen die gewöhnliche Bierbankpolitik sollte mir theuer zu stehen kommen. Obgleich ich mein Doktorexamen in der Philosophie ganz gut bestand, war es mir dennoch unmöglich, irgendwo eine feste Anstellung, sei es als Lehrer oder als Journalist, dessen Beruf ich die meiste Neigung entgegengrug, zu erhalten. Die Bismarckära war angebrochen und mit ihr erlosch fast jegliche Anerkennung einer uneigennütigen individuellen Ueberzeugung, die nicht mit der königlich preussischen übereinstimmte. Bald nannte man mich einen Schwärmer, bald, da ich, praktischer geworden, sozialdemokratischen Anschauungen anhing, einen Kommunisten,

und auf diese Weise tödtete man in der sogenannten „gebildeten“ und „anständigen“ Gesellschaft meinen Ruf. Ich ließ es mich nicht anfechten, besaß ich doch ein kleines Vermögen, welches mir auf mehrere Jahre hinaus die Selbstständigkeit sicherte. Ich arbeitete Aufsätze für Zeitungen aus, die, obwohl nicht ohne Geist geschrieben, als zu tendenziös und die Stützen des überkommenen Staats untergrabend, mir regelmäßig von den „verehelichen“ Redaktionen zurückgeschickt wurden; ich gab Geschichtsstunden, welche mir von den Eltern der Schüler bald wieder entzogen wurden, weil ich „Gift“ lehrte, wie man sich ausdrückte; ich gab Gedichte heraus, die, wie du mir selbst bezeugtest, wenigstens nicht schlechter waren, als diejenigen mancher Modedichter; ich schrieb Schauspiele, Trauerspiele und Possen à la Aristophanes, doch die Direktionen „bedauerten“, keinen Gebrauch von denselben machen zu können, obgleich sie mir ein großes dramatisches Talent nicht absprachen. All' dies Unglück brachte mir die leidige „Tendenz“, von der ich nun leider nicht ablassen konnte, und die sich überall dort einschlich, wo ich mit wahrer Begeisterung sprach, schrieb, lehrte und dichtete. Anfangs genirten mich alle diese Enttäuschungen wenig. Ich dachte etwas eitel von mir: Wenn die Leute auch meine Tendenz nicht leiden können, Talent und Arbeitslust werden sie mir nicht absprechen. So viele Esel und Dummköpfe werden für ihre Arbeiten gut und ausreichend bezahlt, weshalb soll es mir, der ich doch etwas klüger zu sein mit schmeichle, nicht auch glücken, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen? (Schluß folgt.)

Weinprobe: Grüneberger. Wer kennt nicht das köstliche Studentenlied: Der schlesische Becher?

Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein,
Der braucht nicht Hitze, nicht Sonnenschein,
Ob's Jahr ist schlecht, ob's Jahr ist gut,
Da trinkt man fröhlich der Trauben Blut.

Da lag ich einmal vor'm vollen Faß:
„Ein Andrer soll mir trinken das!“
So rief ich, „und sollt's der Teufel sein,
Ich trink ihn nieder mit solchem Wein!“

Und wie noch das letzte Wort verhallt,
Des Satans Tritt durch den Keller schallt.
„He, Freund, gewinn' ich, so bist du mein!
Ich gehe,“ so ruft er, „die Wette ein!“

Da wurde manch' Krüglein leer gemacht;
Wir tranken beinah' die ganze Nacht.
Da lachte der Teufel: „He, Kamerad,
Beim Fegfeuer! jetzt hab' ich's satt!“

„Ich trank vor hundert Jahren in Prag
Mit den Studenten dort Nacht und Tag;
Doch mehr zu trinken solch' sauern Wein,
Müht' ich geborner Schlesier sein!“

Der „Reingefallne“, den unser Bild (Seite 292) darstellt, ist offenbar nicht „geborner Schlesier“.

Der Schäfer und das Meer (siehe Seite 293). Der Holzschnitt ist nach einem in dem diesjährigen „Salon“ ausgestellten Gemälde von Hermann Böon angefertigt.

Die Pfaffen-Commune. Im sechzehnten Jahrhundert hatten die Jesuiten in Paris eine Commune gestiftet, die von den Guesen geleitet wurde und zur Aufgabe hatte, diese letztern an die Stelle der Bourbonen auf den Thron zu bringen. Paris war dazumal in 13 Bezirke getheilt und deren Vorgesetzte bildeten die eigentliche Commune, die in der Geschichte als die der Dreizehn bekannt ist. Die Commune hielt eine Belagerung Heinrich's IV. aus, und die Greuelthaten, die dazumal geschahen, wetteiferten nur mit den Scenen der Unsittlichkeit, die die Herren Prozeßionarden des Nachts aufführten. Kinder beiderlei Geschlechts gingen im Hemde mit Kerzen auf den Straßen herum. Wer nur zu lachen sich unterstand, wurde als Verdächtiger hingerichtet.

Die Commune von 1871 hatte keine Polizeidiener, die Ordnung wurde von den Nationalgardisten aufrechterhalten, und man hörte weder von Diebstählen noch von Unsittlichkeiten reden.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Lateinisch.)

Injuriam nec patitur fortis nec facit.

Uebe keine Schmach,
Keine auch ertrag'!

Publici fures aetatem in auro agunt et purpura.
Staatsdiebe pfelegen nur die Strafe zu erleiden,
Daß sie sich lebenslang in Purpur müssen kleiden.

Impune plebs, ubi pertinet, contemnitur.

Ein Volk, das vor dem Fürsten bebt wie Espenlaub,
Wird ungestraft von ihm getreten in den Staub.

Illud „nosce te ipsum“, non ad arrogantiam minuendam
Solum est dictum, verum etiam, ut bona nostra norimus.

Jenes „Erkenne dich selbst!“ will nicht bloß Dämpfung des Hochmuths
Lehren, nein, Würdigung auch deines selbsteigenen Werths.

Venter suus summum est numen Cyclopius.

Cyklopien galt als höchste Gottheit einst ihr eigner Bauch.

[So klassisch alt,

Mein Herr Pastor, ist euer Glaubensbrauch!]

Lycurgus auctorem legum Apollinem Delphicum fingit.

Lycurgus machte seinen Spartanern weiß,
Er habe das Gesetz, womit er sie beglücke,
Dem delphischen Apoll! — [Geführt auf's Eis
Hat Moses seine Juden so an Jahve's*) Krücke.]

Deorum parentes utilitas ac timor.

Die Götter stammen alle von einem Elternpaar:
Ihr Vater heißt Herr Nutzen, dem sie Frau Angst gebär.

Ab omnibus sua perspici probus cupit.

Rechtsschaffenheit gibt Lust und Kraft,
Zu legen Jedem Rechenschaft.

*) Jahve, Jhoh oder Jehova, Bezeichnung des Juhengottes. D. Red.

Berichtigung. In der Erzählung „Goldene und eiserne Ketten“ ist die Unterredung des Pfarrers mit dem Grafen (Nr. 27) irrthümlich der Unterredung des Pfarrers mit Berner und bez. Frommelt (Nr. 28) vorangestellt worden, was die Leser wohl schon selbst berichtigt haben werden.